

Quelle

Datum

Die DDR vor der Währungsumstellung: Banges Warten
auf den Tag, an dem die Sonne anders aufgehen wird

Die Angst vor dem Leben nach der Agonie

Mehr und mehr breitet sich in der Bevölkerung das bittere
Gefühl aus, hilflos einer Situation ausgeliefert zu sein, der
man noch nicht gewachsen ist

Von Axel Hacke

Dresden, im Juni – So wie die Zentrale der Stadtparkasse Dresden heute sahen in der Bundesrepublik früher Arbeitsämter aus: unten am Eingang vier klapprige Briefkästen; ein Wegweiser durch das Haus zum „Sachgebiet Reklamationen“; die Wände in vergilbtem Weiß, die Türrahmen in blassem Behördengrün, die Türen hellgrün abgesetzt. Im zweiten Stock hängt ein Plakat. Die Stadtparkasse möchte einen „neuen Anfang machen“ heißt es, moderne Dienstleistungen anbieten, Kunden freundlich beraten. „Wir wollen unsere Aufgabe, eng verbunden mit der heimischen Bevölkerung, zum Wohl des Kunden und aller Bürger wahrnehmen.“ Wie wäre es, wenn neben dieser Selbstverpflichtung ein rotes Transparent hinge mit der Aufschrift: „Vorwärts zum 1. Juli! An der Seite der Werktätigen in den Kapitalismus“.

Ein Pappschild an einer Tür: „Koll. Sterzel.“ In einem schmalen Büro sitzt Hans-Peter Sterzel, „Abteilungsleiter Zweigstellen für den Bereich Nord“, seit 30 Jahren bei der Sparkasse. Es sind Jahre gewesen, in denen es einen geruhsamen Zahlungsverkehr zu regeln galt, bei einem Zinssatz von dreieinviertel Prozent, egal ob Gehaltskonto oder Sparbuch. Nun wird die Sparkasse ein Sortengeschäft und Inhaberschuldverschreibungen und das eurocheque-System anbieten. Peter Sterzel hält eine Schulungsmappe der Hamburger Sparkasse in der Hand, in der die Überschriften „Der Wirtschaftskreislauf“ und „Das Bausparen“ lauten. Er blättert ziellos und sagt: „Wenn ich so sehe, was die alles machen...“ Drei Wochenendkurse hat Sterzel hinter sich, aber was lernt man an drei Wochenenden? Er sagt: „Wenn ich ehrlich sein soll: Es fällt allgemein schwer, aber man muß sich den Aufgaben stellen.“ Konkurrenz wird die Stadtparkasse haben. „Der Kampf wird stärker“, sagt Sterzel, „deshalb muß man sich den Aufgaben stellen, insgesamt stellen“. Er zeigt auf das Heft und sagt, man könne alles so zusammenfassen: „Wenn wir den neuen Anfor-

derungen gerecht werden wollen, müssen wir uns den Anforderungen stellen.“ Gab es eigentlich Banküberfälle in der DDR? Noch eine Neuerung! „Wir müssen uns auch diesen Aufgaben stellen“, sagt Sterzel. (Das geschieht. Letzte Woche gab es einen Fehllarm. Als die Volkspolizisten in den Schalterraum stürzten, riefen die Leute in der Schlange, sie sollten sich gefälligst hinten anstellen, die Zeiten der Privilegien seien vorbei.)

Manchmal verbirgt sich die Hilflosigkeit hinter altem Kaderdeutsch, manchmal liegt sie offen zutage. 16 Millionen Menschen betreten eine Welt, in der alles anders ist als zuvor und in der sie sich doch fast von einem Tag auf den anderen zurechtzufinden haben. „Alles fiebert diesem 1. Juli entgegen“, sagt eine Dresdnerin, eine Frau mittleren Alters, „aber was da sein wird? Ob die Sonne anders aufgeht?“ Übrigens bekomme man jederzeit Karten für einen Abend in der Semper-Oper, undenkbar früher, „aber die Leute haben jetzt keinen Nerv mehr für sowas“. Es gilt, sein Geld unterzubringen, vor der Bank Schlange zu stehen, sich um einen Arbeitsplatz zu kümmern. Scharen von Menschen suchen Rat in der neuen Dresdner-Bank-Filiale. Deren Direktor Paul G. Schaubert sagt: „Wir müssen erläutern und erläutern. Es gibt eine große Verunsicherung bei den Leuten, weil man sich bestimmte Dinge nicht vorstellen kann. Man muß ganz von unten anfangen: Information, Beratung, Aufklärung.“ Ein Land stellt sich den Anforderungen.

Suppe aus dem Labor

Erster Firmenbericht: *Erschöna*. Was aus Erich Schönberger hätte werden können! „Unter den Bedingungen da drüben“, sagt sein Sohn, „wenn mein Vater sich voll hätte entwickeln können, da wäre was Großes, was ganz Großes aus ihm geworden. Das ist der geborene Geschäftsmann.“ Nun ist Erich Schönberger 88 Jahre alt, und seine Ideen sind Geschichte. In den dreißiger Jahren hat er eine I.K.W-

Schneekette erfunden, „Schönbergers Manschettensteg-Eis- und-Schneegreifer“. Die Lastwagen einer ganzen Brauerei wurden damit ausgerüstet. Einen Volkswohnwagen hat er gebaut und Gedichte verfaßt, auch über den Wohnwagen natürlich: „Dem schaffenden Volk soll er Erholung bringen. / Sein Loblied wird man bald in allen Gauen singen. / Man sehnt sich nach ihm – der Wunsch wurde zur Tat / Er ist da – wird Dir Kamerad“. Das hat die Firma Auto-Müller in Wuppertal-Elberfeld seinerzeit in die Prospekte gedruckt.

Nach dem Krieg hatte Erich Schönberger einen Freund getroffen, der Besitzer einer Firma für Fleischbrühe war, und die bauten sie zusammen wieder auf. Sirup aus Rübenblättern haben sie gemacht und Majoran-Brotaufstrich und Essigsüßholz, „um etwas zu schaffen, das man essen konnte, auch genußmäßig“, wie Schönberger sagt. Einen anderen Freund hatte er, der besaß ein Labor, in dem tüftelte man, und heraus kam wasserlösliche, in Gläser abgefüllte „Brühpaste“ für Fleischbrühe und nach jahrelanger Arbeit auch Worcestersauce – „Worschästersoße“ sagen Senior wie Junior. Gab es eine größere Herausforderung, als Worcestersauce unter den Bedingungen der DDR-Mangelwirtschaft zu produzieren? Die Firma Erschöna verkaufte Brühpaste und Worcestersoße mit großem Erfolg in der DDR, dazu auch „Bratensoße Ungar, Gulaschart“. Ob die Leute, sagen wir, bei Maggi, auch so begeistert sind von den eigenen Produkten? Erich Schönberger sagt, er tue sich auf einen Teller Makkaroni ein ganzes Fläschlein „Worschäster“, und einen Arzt kenne er, der habe immer zwei Flaschen in der Garage, weil er morgens früh noch schnell einen Schluck nehme. Ob man die Brühe probieren wolle?

Egon
Erwin
Kisch-Preis

Quelle

Datum

2

Schwupp, steht der wackere alte Mann mit einer Tasse da. Ein Drittel Teelöffel reicht aus, heißes Wasser dazu, schmeckt vorzüglich. (Ob wir das nicht den Lesern mitteilen könnten, er wolle ja wieder in der Bundesrepublik Fuß fassen? „Wird gemacht!“, riefen wir.)

Schönberger junior, der die Geschäfte heute führt, nahm kürzlich Kontakt zu westdeutschen Nahrungsmittelfirmen auf, weil er dachte, die könnten Brühpaste gebrauchen, aber niemand wollte sie, man hat eigene Rezepturen. Nun verkauft nicht er dem Westen Ware, sondern der Westen ihm: Seine Frau hat den Vertrieb für westdeutsche Tiefkühlkost übernommen. Als man die Kunden in Dresden die Tiefkühlware habe probieren lassen, „waren die Leute ja platt“, sagt Schönberger, „daß man die Kartoffel frosten kann und daß das dann auch noch schmeckt – unbegreiflich!“. Also: Die Sache hat Zukunft. „Um mich ist mir nicht bange“, sagt der 43jährige, „ich kann viel machen“.

Und die Firma Erschöna? Die Agonie der DDR-Wirtschaft hat auch sie erreicht: „Wir können nicht mehr arbeiten, weil wir keine Kalkulation machen können, weil Schlachthöfe nicht sagen können, was am 1. Juli ein Kilo Schweinefleisch kostet. Die Abnehmer wollen aber wissen, was am 1. Juli die Ware kostet“, sagt der Vater. Wie sollte man sich bei einem Steuersatz von 87 Prozent Reserven für Notzeiten schaffen? Dienstags sagt Hans-Jürgen Schönberger, er wolle alle neun Leute entlassen, donnerstags schmeißt er doch nur vier raus, denn inzwischen ist wieder ein Auftrag über 60 000 Gläser Worcestersoße eingelaufen. So ändert sich die Lage Tag für Tag. Werden sie Maggi widerstehen können? Wird man Abnehmer in der Bundesrepublik finden? Wie werden sich die hygienischen Bestimmungen der Bundesrepublik hier auswirken? Die Fabrikationsräume unten – gern zeigt er sie nicht. So sauber waren die Nahrungsmittelfabriken, die er im Westen besichtigte. Und hier? Ging doch nicht, woher sollte man die Fliesen nehmen? Man schämt sich ja.

Was ist das noch wert, was man bisher machte? Im Warenhaus *Centrum* werden die in der DDR produzierten Waren verschleudert: Ein Stereokassettenrecorder kostet statt 1540 Mark nur noch 99. Der Großhandel diktiert die Preise in der DDR. Er räumt die Lager, um sie frei zu haben für alles Neue: Da kann es passieren, daß ein Kaffeemaschinen-Typ von 160 auf 45 Mark herabgesetzt wird, der andere aber beim alten Preis bleibt, weil der Großhandel ihn nicht mehr vorrätig hat, also auch keine Veranlassung sieht, den Preis zu senken. Besenstiele sind neulich für acht Pfennige verschleudert worden, als brauche man nie wieder Besen. „Das ist völlig unreal“, sagt der Bankdirektor Schaubert, „es beruht einfach auf Unkenntnis wirtschaftlicher Zusammenhänge.“ Ist alles wertlos, was man ein Leben lang machte? Eine 60jährige Frau sagt, sie habe durch

Schneiderarbeiten nebenbei in den letzten Jahren 20 000 Mark verdient. Die werden am 1. Juli abgewertet. „Ich hatte immer eine gewisse Planung in meinem Leben“, sagt sie, „Ich wußte, was ich hatte. Das weiß ich jetzt nicht mehr.“ Soll man sogar Autofahren neu lernen? Ein rapider Anstieg der Unfallzahlen ist zu beklagen, weil 4200 DDR-Bürger in Dresden nun schnelle Westautos fahren – die Volkspolizei nennt das den „Loslasse-Effekt“.

Zweiter Firmenbericht: *Elbflorenz*. Was Ralf Hustig hinter sich hat, haben viele vor sich: Der Betrieb, den er führt, ist pleite. Die Schokoladenfabrik *Elbflorenz* ist die erste Dresdner Firma gewesen, die in Konkurs ging. Am 23. März entschieden Hustig und seine Kollegen in der Betriebsleitung, die Produktion einzustellen. 120 Jahre Schokoladen-Produktion in Dresden gehen zu Ende. „Schocarrés, gefüllte Schoko-Riegel, Brotaufstrich auf Erdnuß- und Haselnuß-Basis, Marzipan-Rohmassen, Marzipan-Brote, -eier, -kartoffeln“: Hustig, über dessen Bauch sich ein weißer Kittel spannt, zählt es leise schnaufend auf. Alles dahin! Seit Öffnung der Grenzen im letzten Jahr, sagt Hustig, „haben wir gespürt, daß der Abkauf unserer Waren rückläufig ist“. West-Schokolade ist besser. „Wir mußten doch die Kakao-bohnen nehmen, wie sie kamen“, sagt Hustig, „und das Milchpulver hier ist absolut der letzte Husten, nichts anderes als Sägemehl.“ Nie ging es in der DDR um Qualität, immer um Menge. „Diese Tonnen-Idiotie“, sagt Hustig, „Hauptsache, das Zeug war auf dem Ladentisch.“ Und nie war es den Herren in Berlin genug: Ab und an wurde Ralf Hustig nach Berlin bestellt zu irgendeinem stellvertretenden Minister, mußte einen Tag im Vorzimmer warten, um dann 20 Minuten lang wegen zu geringer Produktion zusammengebrüllt zu werden, „das war Psychoterror“. Im Winter holte man ihn aus dem Urlaub, im Sommer ließ man ihn gar nicht erst wegfahren. Graue Haare hat er mit 31 Jahren.

Und wenn sie besser gewesen wäre, die Schokolade? Hustig sagt, ein Betrieb in der Nähe von Zwickau, der schon früher Gummibärchen für den Westen produzierte, habe mal dieselbe Ware in DDR-Verpackung für 85 Pfennig und in West-Verpackung für 4,50 Mark ins Regal gestellt – verkauft worden sei nur die für 4,50 Mark. „Unsere Verpackung ist doch abgelaufen, der letzte Dreck.“ Außerdem drückten den Betrieb die Schulden: 1988 und 1989 hatte er für 45 Millionen Mark in neue Maschinen investiert – das hat der *Elbflorenz* den Rest gegeben. Im Januar verhandelte Hustig mit westdeutschen Süßwarenherstellern. Die brauchen aber keine neuen Produktionsstätten, weil sie den DDR-Markt auch so abdecken können.

Kann sich jemand vorstellen, was es bedeutet, wenn ein Betrieb, der vor kurzem überlastet in allen Fugen ächzte, nutzlos geworden ist? 35 000 Überstunden

pro Jahr brachten die 550 *Elbflorenz*-Leute zusammen. Totenstille herrschte in der Betriebsversammlung, als das Ende verkündet wurde. Damals konnte man niemanden ansprechen, ohne daß er zu weinen anfing. Als die ersten Kündigungen überreicht wurden, kam der Personalleiter in Hustigs Büro und sagte: „Ralf, die Leute sind zusammengebrochen. Wir waren doch fleißig“, haben sie gerufen. Die konnten es nicht verstehen.“ Hustig hat es an sich selbst gemerkt, er hat drei Kinder. Die Sorgen hat er mit Arbeit überspielt und Diskussionen zu Hause abgebrochen. In den Betriebsversammlungen riefen die Leute: „Herr Hustig, helfen Sie uns, dann helfen wir Ihnen auch.“

„Irgendwann ist Schluß“

Nun wird das Gelände des VEB *Elbflorenz* einer Hamburger Immobilienfirma übereignet. Kein Stein wird auf dem anderen bleiben: Hier, in zentraler Dresdner Lage, soll ein Bürozentrum entstehen. Die Fabrik wird ausgeschlachtet, Maschinen werden verkauft, selbst die Wasserrohre werden verschrotet, an Gartenvereine zum Beispiel. Die 230 Angestellten, die noch da sind, sollen Arbeit bei der Hamburger Firma finden. Was für Arbeit? Das weiß Hustig nicht. Ist das so wichtig? „Die Leute sind an dem Punkt: Es ist uns egal, Hauptsache wir kriegen Arbeit.“ 1500 Arbeitsplätze sollen entstehen. „Ich kann es mir auch nicht vorstellen“, sagt Hustig, „aber die aus dem Westen haben ja die Erfahrung“.

Da war der Lehrer, mit dem wir in der Nacht auf ein Bier zusammensaßen. Der hatte eine Leidenschaft fürs Surfen und Skifahren und erzählte von Reisen nach Polen, von den Demütigungen bei der Genehmigung und davon, daß er ein Vierteljahr vorher Konservendosen sammelte, weil man sich unterwegs nichts kaufen konnte. Seit Öffnung der Grenze hat er in Düsseldorf Kneipen gejobbt, um sich D-Mark für den Skilift in den Alpen zu verdienen. „Das ist ein bisschen erniedrigend manchmal“, sagte er, „aber ich bin jetzt 48 Jahre alt, ich habe nur ein Leben, und wer weiß, ob ich in fünf Jahren noch surfen und skilaufen kann; dann tut es hier weh und zwickt da. Ich bin mein Leben lang verarscht worden, und irgendwann ist Schluß, verdammt nochmal, und jetzt ist Schluß“. (Er hatte, schien uns, Tränen in den Augen.) In Dresden wirbt neuerdings eine bundesdeutsche Firma Vertreter an, die den unbedarften DDR-Bürgern Versicherungsverträge und dergleichen vermitteln sollen, und im Kulturpalast steht dann vor über 100 Besuchern ein junger Mann und ruft: „Ehrlichkeit bis ins Knochenmark, das verlange ich gnadenlos.“

Wer da mitmacht, dem werden bei zwölf

Quelle

Datum

Stunden Arbeit pro Woche zwischen 1000 und 2000 Mark Monatsverdienst und unglaubliche Aufstiegschancen versprochen: Der Referent selber sagt, bei ihm persönlich seien es bald über 50 000 Mark. Etwas verächtlich haben wir dem Lehrer gesagt, auf so etwas sprängen wohl DDR-Bürger eher an als Bundesbürger, damit einen Wutanfall des kleinen, schon grauhaarigen Mannes provozierend: „Ich muß auf so was anspringen, ich brauche Geld“, rief er und fügte hinzu, daß die Bundesbürger „auf unsere Kosten gut gelebt haben. Warum? Weil die zu ihren Linken immer sagen konnten: Geht doch rüber! Damit hatte sich das erledigt.“ Selbst wenn er als Vertreter nicht Fuß fassen: „Auf jeden Fall werde ich als DDR-Bürger dort lernen, wie man mit Geld umgeht“.

Dritter Firmenbericht: *Veretigte Zigarettenfabriken*. Das kritiklose Vertrauen, das westlichen Unternehmern entgegengebracht wird, ist Folge der DDR-Propaganda, die den Kapitalisten als teuflischen Bonzen zeigte, der glucksend vor Freude Menschen ins Nichts der Arbeitslosigkeit stößt. Jeder hier ist erstaunt, daß die Bosse keineswegs Vampirzähne haben, die sie bei ihren Reden vor Belegschaftsversammlungen mühsam verbergen. Ihm habe „imponiert, daß das normale Menschen sind“, sagt Siegfried Meißner, der das Werk 2 der Dresdner Zigarettenfabriken leitet, „eben ganz anders, als uns das bisher erzählt wurde.“ Tilo Bahn, Maschinenführer in den schwülen Räumen, in denen die DDR-Zigarettenmarke f8 gemacht wird, sagt, man habe sich „echt gefreut“ über die 150 D-Mark „von Herrn Wille“, die vom 1. Juli an auf das bisherige Gehalt der Arbeiter gelegt werden sollen. Günter Wille ist Vorsitzender der Geschäftsführung von Philip Morris, das die Zigarettenwerke übernimmt und die Beschäftigung der 1000 Mitarbeiter sichert.

Siegfried Meißner, ein breiter, zupackender Mann, notiert sich stets, was die neuen Besitzer sagen, manchmal mit Datum und Uhrzeit. Zum Beispiel: „Unternehmen und Betriebsrat müssen dem Menschen im Betrieb dienen und das mit täglichem Eifer.“ (So sprach ein Philip-Morris-Referent am 23. Mai um 20.03 Uhr, ausweislich Meißners Unterlagen.) Er hat beobachtet, daß die Arbeiter jetzt immer von „unserem Betrieb“ sprächen. Das müsse man sich auf der Zunge zergehen lassen, ruft er. Früher hätten die nur die flache Hand aufgehoben, wenn er um Überstunden gebeten habe, jetzt kämen sie sogar samstags oder sonntags. Zu einem, der nörgelt, sagt er nun: „Du mußt nicht hier bleiben, du kannst zum Beispiel zu Elbflorenz gehen.“ Ein „bissel häßlich“ sei das, sagt Meißner. Aber es wirke.

Vierter Firmenbericht: *Pentacon*. Die Angst vor der Arbeitslosigkeit ist überall, also auch im Vorstand des Betriebsrates der Pentacon-Werke. Drei Männer und eine Frau sitzen in einem verwinkelten

Bau am Rande des Firmengeländes um einen Tisch: Gisela Böttcher, Lothar Ziegs, Reiner Pfaff, Michael Kießling. Jeder von ihnen sagt, er wisse, daß es ihn so treffen könne wie jeden der 5900 Beschäftigten des Kombinati Pentacon. Ziegs erläutert: „Es ist hier wie in einer Krebs-Klinik. Alle müssen sterben, aber jeder denkt, an ihm geht der Kelch vorbei.“ Der Betriebsrat geht davon aus, daß mindestens 2000 Pentacon-Beschäftigte im Laufe des nächsten halben Jahres entlassen werden; er nennt das „die optimistische Variante“.

Eine Art Abschied

Pentacon baut Kameras, die in den Westen exportiert werden und unter dem Namen „Praktika“ für rund 250 Mark in der Bundesrepublik zu haben sind. Aber sie haben ihre vier Prozent Marktanteil nur dank staatlicher Subventionen, die nun wegfallen. „Dieser Preis ist nicht echt, dieser Preis ist nicht echt“, murmelt Hans Gottwald, Sprecher der Betriebsleitung. Müßte Pentacon seine Kameras zu kostengerechten Preisen anbieten, würden sie 1000 Mark kosten. Gottwald sagt: „Das allergrößte Problem ist die Reorganisation des Unternehmens. Dieses Pentacon kauft keiner aus dem Westen, es beteiligt sich keiner dran, weil die Ineffektivität zu den Fenstern rausguckt.“ Und fügt leise hinzu: „So wie wir jetzt sind, will uns keiner haben.“ Nun werden Teile des Kombinati, in dem jede Schraube selbst gemacht wurde, aufgelöst, andere reprivatisiert. Bis zum Jahresende will man eine neue Kamera wirtschaftlich fertigen können, Arbeit für 1000 Leute. Wohin mit den anderen? Die Stadt Dresden wird Arbeitskräfte brauchen, aber welche, weiß sie noch nicht. Man will die Leute nicht entlassen, sondern umschulen, aber in welchen Beruf? Es gibt viele Fragen, und es dauert lange, bis sie beantwortet werden. Jeden Tag steht in der Zeitung, welcher Betrieb wieder geschlossen hat, bald schließen muß oder nicht weiß, wie es weitergeht.

Drei Männer und eine Frau sitzen um einen Tisch. „Man ist es hier nicht gewöhnt gewesen, sein Schicksal in die eigene Hand zu nehmen“, sagt Reiner Pfaff. „Man wurde hier doch über alle Schwierigkeiten hinweggehoben, wenn man die kleinen Gehorsamkeitsprüfungen absolvierte.“ Das Leben hat seinen selbstverständlichen Lauf verloren. „Wir wollten alle, daß die zentralen Strukturen zerschlagen werden, und nun wundern wir uns, daß von oben nichts mehr kommt“, sagt Pfaff. Niemand hier, fügt Lothar Ziegs hinzu, „ist bisher hineingewachsen in dieses neue Leben. Ein Bundesbürger würde eine Entlassung gelassener tragen, weil er weiß, das Leben geht weiter.“ Im Westen, sagt Pfaff, „geht man zu einer anderen, funktionierenden Firma. Aber hier gibt es keine funktionierenden Firmen. Hier stürzt alles, und man findet keinen Anhaltspunkt.“ Es läßt sich nur ahnen, wel-

che inneren Krisen das auslöst. „Das traurigste Tal habe ich überwunden“, sagt Pfaff, „aber das muß jeder mit sich selbst ausmachen. Jeder muß sich die harte Frage stellen: Was kann ich wirklich gut?“ Und er müsse dann seinen Weg suchen.

Hier wird mehr angepaßt als eine Währung und ein Wirtschaftssystem, nicht wahr? Mit wem man auch redet: Jeder beteuert, daß die DDR-Bürger nicht faul seien, daß sie für ehrliches Geld ehrliche Arbeit tun würden. Und fast jeder beendet seine Schilderungen über die Mühen der Vergangenheit mit dem Satz: Das können Sie nicht verstehen... Gisela Böttcher sagt: „Im Westen können die das nicht verstehen, weil es unvorstellbar ist.“ Michael Kießling: „Die glauben nicht, daß man sich so lange hat verklapsen lassen.“ Das muß etwas damit zu tun haben, daß Bundesbürger ihren Nachbarn in der DDR in den letzten Monaten besonders gern erklärt haben, daß man ihnen nun zeigen werde, wie gearbeitet wird. Und daß niemand hier das Gefühl hat, man mühe sich in der Bundesrepublik besonders um Verständnis für die Sorgen in der DDR: Die einen stellen eben die Anforderungen, die anderen stellen sich. Ist es richtig, was der Superintendent Christof Ziemer sagt, der Pfarrer der Kreuzkirche? „Die Chance, daß die Leute in der DDR ein eigenes Selbstbewußtsein entwickeln, wird sich reduzieren auf das Gefühl, nicht verstanden worden zu sein. Was mir ein bißchen bitter dabei ist: daß sie wirklich nicht verstanden worden sind.“

Zwölf Tage noch bis zum 1. Juli. „Ich bin nicht religiös“, sagt Michael Kießling und spricht aus, was alle denken, „aber ich bete jeden Tag: Lieber Gott, mach', daß das alles nicht noch mal zurückgekurbelt wird.“ Niemand will zurück, aber was ist da vorn? Komisch eigentlich, sagt eine Frau, die in Dresden Anstellung in einer westdeutschen Firma gefunden hat, „es kann doch eigentlich nur besser werden.“ Trotzdem diese gedrückte Stimmung. „Es ist so 'ne Art Abschiedsstimmung vielleicht“, sagt sie, „es ist ja auch ein Abschied von der DDR.“